



# Kunst und Wissenschaft



## Japanische Erdbeben und Vulkane.

Japan gehört zu den am meisten heimgesuchten, wenn der Ausbruch angewendet werden darf: flüssigen Vulkanländern der Erde. In kurzen Zwischenräumen ist das Land der aufgehenden Sonne immer wieder die Stätte von Vulkanausbrüchen und von damit eng zusammenhängenden Erdbebenkatastrophen. Noch in lebhafter Erinnerung ist das furchtbare Erdbeben im Herbst des Jahres 1891, bei dem sich, gerade wie jetzt, die einzelnen Erdhölzer Hunderte von Meilen hintereinander wiederholten und nur wenige Sekunden oder Minuten der Ruhe dazwischen eintraten. In den beiden am schwersten heimgesuchten Provinzen Ovari und Kins wurden nicht weniger als 81 973 Häuser durch das Erdbeben zerstört, rund 5000 der nicht zusammengebrochenen stiegen in Flammen zum Dampfer, eine halbe Million Menschen wurde mit einem Schlag obdachlos, und an die 8000 Menschen fanden den Tod, während fast 10 000 verwundet wurden. Bei dem Erdbeben, das 37 Jahre vorher das Gebiet von Tokio heimgesucht, fanden gar über 100 000 Menschen den Tod, darunter die meisten durch die ausbrechenden Feuerbrünste.

Der berühmteste Vulkan des Landes darf freilich zugleich sein dramatischer genannt werden. Es ist der den Japanern heilige, in ihrer Kunst so oft fälschlich geschilderte Fujiyama, der schon seit Menschengedenken sich ruhig verhält. Aber furchtbare, von Zeit zu Zeit wieder zur Tätigkeit erwachende Vulkane finden sich im Norden wie im Süden des Inselreiches, und der schreckliche Bandaijama im Norden Japans löst bei seinem furchtbaren Ausbruch im Juli 1890 Hunderte von Menschen. Doch selbst dieser gefährteste Vulkan verhält sich gegen die Riesenvulkane des Südens, vor allem den Feuerberg Asojan, den größten Vulkan der Welt, der auch jetzt wieder seine vernichtende Tätigkeit ausgenommen hat und die südliche der großen japanischen Inseln, Kjusiu, mit seinen Kanariäen und seinem Ätna überdeckt. Viele, viele Male hat er die Umgebung, die zu Zeiten seiner Ruhe eine liebliche, blühende Landschaft ist, vernichtet; der erste beglaubigte Ausbruch wird von der Geschichte ins Jahr 798 verlegt, und der letzte (1908) ist noch keine sechs Jahre her. In der ganzen Zwischenzeit war der Riesenvulkan mit größeren oder kleineren Pausen tätig.

Der Asojan mit seinem Hauptkrater von 2 km Durchmesser übertrifft sogar die Riesenvulkane von Hawaii. Er erhebt sich auf einer Basis von 60 bis 70 km Durchmesser und bildet auf dieser einen unregelmäßigen, sehr langsam ansteigenden Kegels, der sich 500 bis 1000 m über die Ebene erhebt. Nach innen fällt der Krater nach West und Ost, der Kraterboden liegt im Durchschnitt 50 m hoch. Auf diesem Kraterboden erheben sich einzelne Zentralkegel; der höchste darunter erreicht etwa 1600 m Höhe. Schon in Kamaoto, also aus 40 km Entfernung, von wo aus der Vulkan für die Reisenden erreichbar ist, sieht man im Nordosten die Rauchsäulen des Asojan. Näher man sich ihm, so durchwandert man Ebenen, in denen Reis geerntet wird, und gelangt, wenn man Tokiwa, einen kleinen Badeort am Fuße des Vulkans, erreicht hat, in ein landschaftlich schönes, außerordentlich merkwürdiges Gebiet, eine Hochmoorregion mit schönen Wäldern und Mooren, die nach der Beschreibung einer deutschen Japanreisenden eine entzückende Schönheit mit den obersten Alpenbergen hat.

Unter dem fruchtbaren, blumenbedeckten Boden befindet sich aber eine richtige Hölle: von Zeit zu Zeit erbebt man, das brodelnde, mifflarbigere Schlamm den Boden bedeckt, man sieht heiße Quellen sprudeln und Dampfäulen aus dem äppigen Walde aufsteigen, und die Bambusrohrleitungen, durch die die Japaner heisses Wasser in ihre Wohnungen leiten, sind ihre Heisswasserleitungen; denn der Vulkan steht in ihren Diensten und liefert ihnen heisses Wasser zum Baden und zum Kochen.

Die letzte Strecke vom Rande des Plateaus bis zum Fuße des letzten Kegels ist eine wilde Gebirgslandschaft, ein Labirinth von engen Tälern und steilen Klüften im Liliputanermaßstabe Japans, ein

Gebiet, das keinen Wald mehr enthält und geologisch besonders anziehend ist, weil es die merkwürdigsten Eruptionselemente aufweist, in dem die ältesten Formationen und ganz junge Gebilde durcheinander gehen. Der Kegel des Katadake (des Mittelkegels) ist ein Wassfahrsberg, auf dem ein Tempel steht; er hat unter den Zentralkegeln den kompliziertesten Bau. Er hat im Osten einen alten, nur zur Hälfte erhaltenen Kraterrand; der Durchmesser dieses Kraters mag früher 1 1/2 bis 2 km betragen haben. Die Tätigkeit dieses Kraters beschränkte sich in der letzten Zeit auf das Auswerfen von Steinen, Basaltsteinen, Asche und Wasserdampf, sowie auf die Bildung von Schmelze an den Hängen. Man kann, wenn der Vulkan nicht lebhafte Tätigkeit zeigt, bis an den qualmenden Schlund gehen, und sieht dann aus der trichterförmigen Öffnung weisse Wolken emporsteigen und hört nur ein dumpfes Fauchen im Inneren des Berges. Die ausströmenden Gase sind beinahe geruchlos. Bei dem Hauptkrater dagegen kann man nicht soweit an den Rand gehen; die Wände sind überhängend und bestehen aus bröckeligem Gestein. Die vulkanischen Erscheinungen machen einen unheimlichen Eindruck: „Der große Krater hat etwas Tödliches, Hinterhältiges, und obwohl hier nur spärliche Dämpfe emporsteigen, ahnt man, daß hier der eigentliche Höllenschlund ist, nur trügerisch bedeckt von graugelbem, ähnelndem Schlamm, in dem Glasblasen aufsteigen, kleine Lachen voll brodelnder Giftdämpfe, gelblich und grünlich, orange und jannberroter kristallinischer Niederschläge. Die Dämpfe, die hier aufsteigen, sind so atemberaubend und abscheulich, daß man sich schnell abwenden muß, wenn gerade ein solcher Brodem von unten heraufgeweht wird.“

VII. Philharmonisches Konzert. Ein Abend, an dem Beethoven allein das Wort führte, viel Schönes geboten ward und man starke Eindrücke mit heimnahm. Dies dank Herrn Professor Hans Winderkeins liebevoller Auslegung der einzelnen Werke und deren so lobenswerten Wiedergabe durch das Orchester, wie insolge der künstlerischen Darbietungen der Solisten, die auf Grund ihrer Leistungen sich den wohlverdienten und herzlichen Beifall ihrer Hörer in reichem Maße zu erwerben wußten. In der Kammerfängerin Frau Anna Rämpfert einen sich hohe Gefauges- und treffliche Vortragssucht in selten anzureichender Weise. Wie rhythmisch bestimmt und charakteristisch erklang erklang doch „Die Trommel gerührt“, wie tief empfunden und fein nachgefühlt „Freudvoll und leidvoll“! Und welche köstliche Probe ihres Könnens legte die Künstlerin mit der gefangenechnisch so ausgezeichnet gelungenen Wiedergabe der Konzertarie „Ah perfido!“ ab. Scharf akzentuiert und mit Lebenskraft wurden deren dramatische Stellen vermittelt, in den Kantilen aber kam der Schmelz ihrer großen, wohlklingenden Stimme zu wirkungsvoller Geltung. Beethovens schönstes Klavierkonzert, das in Es-Dur, fand in Herrn Otto Weinreich einen recht tüchtigen Interpreten. Die einzelnen Sätze erfuhren eine ihrem Charakter allemest entsprechend, teils kraftvoll energische, rhythmisch kraftige, teils von zarter Empfindung getragene Wiedergabe, wiewohl an manchen Stellen noch nicht alle Feinheiten dieser Musik zutage gefördert wurden. Die laudbare Aufführung des technischen Teiles aber, sowie die große Sorgfalt, die auf den schattigeren Stellen, auch im Fortschritt noch angenehm klingenden Aufschlag verwendet ward, verdient rühmliche Anerkennung. Nicht minder aber auch die eingangs gespielte, schonungsvoll und großzügig dargebotene Gmoll-Überritter und die Ausführung der Eroica-Sinfonie, jenes instrumentalen Freskogemäldes eines Helden, der um die höchsten Güter kämpft. Wie in fast allen Schöpfungen Beethovens wird auch

hier der Gedanke des Kampfes und Sieges zum Ausdruck gebracht, wenn auch noch nicht in so ergreifender und starker Weise wie in der „Jüngsten“. Herr Professor Winderkeins war durchgehend mit Erfolg auf eine äußerst plastische, dynamisch fein ausgearbeitete, innerlich belebte Wiedergabe der einzelnen Sätze bedacht, unterließ es nicht, klangliche Gegensätze scharf nebeneinanderzustellen und große, sehr wirksame Steigerungen anzubringen. Curt Hermann.

Klavierabend von Sándor Vas. Allmählich empfangen die Programme doch eine andere Färbung, und es wächst der Mut, in erhöhtem Maße auch der Lebenden zu gedenken. So spielte Herr Sándor Vas z. B. die ausnehmend interessanten Variationen mit anschließendem Interludium und Finale von Lufas ganz vorzüglich und vermochte es auch, sich völlig auf den unpersönlichen Ton der Liszt-Sonate Scriabines einzustellen. Mag man über diese sehr eigenartige Komposition nach Belieben urteilen oder das Liebesduo von E. Granados mit Recht für ein leichtes Salonstück halten — auf alle Fälle beweist schon das Betreten, etwas anderes als das Gute und Alte einmal zur Diskussion zu stellen, Mut und aufmerksame Anerkennung. Diese Sachen, wie besonders auch das Stimmungsvolle D-Dur-Präludium Rachmanninoffs spielte Herr Vas mit feiner Technik und starker Gefühlsregung, die sich auch in der geschmackvollen Wiedergabe von Bizis dritter Suite de Bienne offenbarte und einige Unbeheiten in der Behandlung des Details wohl gern übersehen ließ. Nicht so glücklich schien mir der Pianist Beethoven gegenüber zu sein. In der Es-Dur-Sonate, besonders im ersten Moderato und der Fuge, erklang vieles vorzüglich noch bloß eben gespielt, weniger jedoch so feinfühlig und geistig Eigentümlich geworden. Wesentlich höher stand im Verhältnis hierzu die Reproduktion der händelischen Es-Dur-Suite, darin zwar ein ziemlich unvermerktens Kubato in der Courante des Hörer aufforderte, die bekannten Blad-Smith-Variationen aber fanden in erhöhtem Maße in Sándor Vas' Auslegung des lebhaften Beifalls wert waren. Eugen Segnitz.

\* Frau Jenns Winda, die bekannte Heroine, die Gemahlin des Leipziger Oberregisseurs Adolf Winda, wird, einer Einladung der Spielleitung Folge leistend, in der Oedipus-Aufführung Dienstag, den 10. Februar, in der Alberthalle zum ersten Male in der Rolle der Jocasta vor das Leipziger Publikum treten. Karten bei P. Kapff, Neumarkt 24.

\* Karl Köhlers „Küßelpeung“. Uraufführung im Schauspielhaus in München. Bei einem Lustspiel sind gewöhnlich die beiden ersten Akte gut und der dritte schlecht. Köhler hat es mal anders versucht und den ersten Akt überaus schlecht, die beiden anderen mit gar nicht schlechten Ueberrückungen verfertigt und ausgeführt. Schon heraklit meinte, daß das Schicksal einem Brettscheit lebenden Kinde gleiche, und Köhler stimmt mit heraklit in dieser Meinung durchaus überein, zumal da sie ihm den schönen Titel „Küßelpeung“ einbringt. Die Königin in diesem Schauspiel ist natürlich sehr reich, sehr schön, Witwe, Baronin und so gut, daß sie eigentlich allen gut ist, die ihr einen Heiratsantrag machen. Und das sind drei: Ein Künstler, der eingebildet und unympathisch ist und zur Strafe dafür nur im ersten Akt auftreten darf, ein fahriges reizender Lebemann und ein sympatischer, etwas ironischer Bankier (eine Angli: der Bankier bekommt sie). Dazwischen aber liegt die kleine sentimentale Schmeichlerin der Baronin, irgend etwas zu erleben. Zu diesem Zwecke und unter dem Vorwande, einen verlungerten alten Verwandten ihres ersten Mannes aufzusuchen und zu retten, fährt sie von zwei Bewerbern verfolgt nach Monte

Carlo, findet zuerst den Verwandten, dann einen galanten Abenteuerer, den sie zurückweist und endlich einen jungen Mann, der sich wegen Geldmangels erschließen möchte. Diefem leiht sie Geld und während einer Mondscheinrunde am Meer ihre Lippen (man darf sie mit dem alten Verwandten nach Hause nicht in das bürgerliche Leben hineinführen und reist — vom Publikum aus frohlockte beflachtet — nach Monte aus. Der junge Witwe wird die Schmeichlerin nach dem Mann vom Meere“ dadurch verführt, daß sich der Lebensgerette als Kellner entpuppt, und so springt die Königin nach diesen verwirrenden Schach und D. Zügen dem sympatischen und etwas ironischen Bankier in die Arme. Man sieht, außer heraklit hat noch manch anderer mitgearbeitet, aber es ist alles so sauber, so liebenswürdig und so bühnenwirksam gemacht, daß man Herrn Köhler und der Direktion des Schauspielhauses ohne Bedrückung zu dem Erfolg gratulieren kann. Fr. Weinobe war als Baronin fast noch liebenswürdiger als das Stück und sicherlich galt ein Teil des Beifalles ihr. Walter von Hollander.

\* Aus der Theaterchronik. Tolstois Drama „Der lebende Leichnam“ wurde im Halle'schen Stadttheater trotz vorzüglicher Darstellung, um die sich namentlich der Regisseur Walter Sieg und der Träger der Hauptrolle Rudolf Rieth verdient gemacht haben, abgelehnt.

\* Der Deutschen Künstlerkolonie Villa Romana in Florenz ist wiederum eine reiche Zuwendung zuteil geworden. Professor W. G. Biermann in Leipzig stiftete für den Verkauf der Villa zur freien Benutzung für die dort wohnenden Künstler eine umfangreiche Kunst-Bibliothek, die 12 Bände umfaßt. Diese Bibliothek, schon gebunden, ist sachmännlich zusammengestellt und gibt in den Monographien, Nachschlagewerken und Kunstgeschichten einen fast lückenlosen Heberbüch über die Kunst von der Renaissancezeit bis zur Gegenwart.

\* Erstaufführung in Paris. Aus Paris wird uns geschrieben: „Der Tanz vor dem Spiegel“, eine Charakterkomödie von Francois de Curel, hatte im Amphion einen literarischen Erfolg. — Curel, der ebendam eine verheerendes Publikum hatte, lebt seit Jahren zurückgezogen auf seinem Besitztum bei Arcourt und hat sich nur mit Mühe bewegen lassen, wieder einmal aus seinem Versteck hervorzukommen. Obendrein brachte er nur ein neuaufgearbeitetes, aber auch sehr volles Stück, „L'Amour brode“, das vor 20 Jahren in der Comedie Francaise gegeben wurde. Zwei krankhaft edle Menschen reiben sich auf im Kampfe, einander bis auf den Grund der Seele kennen zu lernen. Magne, ein reiches junges Mädchen, liebt Paul Brion, der einen Selbstmordversuch beging, weil er ruiniert ist. Am Paul auf die Probe zu stellen, erklärt ihm Magne, sie verzeihe die Folgen eines Fehltritts — Paul scheint außer sich vor Schmerz, aber will Magne heiraten, um sie vor der Welt zu retten. Eine Freundin, die mit ihm im Komplott ist, entführt ihn, daß ihn die Geliebte nie hinterging; diese, die um jeden Preis wissen will, ob er ein Feind des Weimars und sein Genüßmensch ist, der sie um ihres Gelbes willen heiraten möchte, befreit ihn erneut in seinem Verdacht, daß sie nicht recht sei. Allein nach der Hochzeit spielt auch er keine Komödie der Brüder, heuchelt den Lebemann, der endlich seine Beute in Händen hat; vor ihren entsetzten Bormätern, ihrem Streben, sich zu geben, sagt er einen Entschluß, der ihr den höchsten und unumgänglichen Beweis seines heldenmütigen Liebers muß: er tötet sich. Ibsenische Gehalten, ohne Ibsenischen Geist; dafür gallischer Spritz, raffinierte Deduktionen, die das Unbegreifliche beinahe begreiflich machen. Mme. Simone, Mme. R. Gard und Claude G. R. ritt spielen die drei sehr schwierigen Rollen Königin, Freundin, Paul) mit hervorragender Kunst. C. Lohm.

\* Hermann Thimig von Meiningen Hoftheater wurde von Professor Reinhardt für das Deutsche Theater in Berlin mit fünfjähriger Kontrakt engagiert. Der junge Künstler ist der Sohn Hugo Thimigs, des provisorischen Burgtheaterdirektors.

## Das sterbende Dorf.

8) Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

Rüstiger schritt Karl Peufert aus und kam bald beim alten Hopfenack vorüber. Hineinging er nicht, zum großen Aerger des Wirts, der ihm aus dem Fenster nachsah. Allein Karl Peufert hatte viel zu ernste Gedanken, um das zu bemerken. Er dachte an die beiden Toten, die er besuchen wollte, und schritt gelenkten Hauptes fürdas. Reun Jahre schon ruhten sie in der Erde, und er schritt noch immer aufrecht einher. Wo stand der Grenzstein seines Lebens?

Er erinnerte sich seines Vaters als eines raschen, strengen, etwas rechtshaberischen Mannes. Karl Peuferts Liebe hatte mehr seiner Mutter geolteten, einer stillen, besonnenen, weit über ihren Lebenskreis gebildeten Frau. Der Großvater war eben deswegen mit der Heirat seines Sohnes nicht ganz einverstanden gewesen und hatte sich großtoll zurückgezogen.

Und wegen des Andenkens an seine Mutter träubte sich in Karl Peufert etwas gegen die geplante Verbindung mit Paula Griebich. Er wußte zu genau, wie die Frauen ausfahen, die nach dem Herzen des Großvaters waren.

Erst als er am Eingang des Friedhofs angelangt war, hob er den Kopf. Der stille Platz, den eine dicke, verwilderte Weispornhecke umlegte, fante sich nach hinten zum Ufer des Baches, wo starke Erlenbüsche standen. Zwischen grünen, alten, verfallenen und frischen, erdgrünen Gräbern schritt er zur Familiengruft der Peuferts, die mit einem schmiedeeisernen Kettenzaun umfriedet war. Er trat herzu, las die Inschriften, tat seinen Hut herunter und sprach ein stilles Gebet. Eine tiefe Wehmut überkam ihn, stärker sentte er den Nacken wie unter einer schweren Last, so daß der Glanz der steigenden Morgensonne auf seinem hellblonden Scheitel lag. Dann ging er,

ohne die Augen zu erheben, langsam um die Ruhestätte seiner Toten, entfernte hier und da einen Grasbalm, bog ein paar Rosenranken zurecht, setzte den Hut wieder auf und trat auf den Hauptweg zurück.

In großen, frischgrünen Stufen stieg auf der andern Seite des Baches das weite Vorholz des Stadtwaldes zum Hochbestand der Eichen und Buchen hinan.

Mitten im Ausgang stockte plötzlich sein Fuß. Ein südtlich geliebeteres Mädchen trat ihm entgegen. Sie trug eine Kränze von Rosenknospen um ihren dreitrandigen Sommerhut und schlug ihre samtischwarzen Augen bittend zu ihm auf. Sie war wohl einen ganzen Kopf kleiner als er. Ihre schlanke, zierliche Gestalt wurde von einem engen, busstig gelben Gewand umhüllt, ihre kleinen Füße saßen in glänzenden hellbraunen Schuhen. In der Hand trug sie einen halboffenen, weißen Sonnenschirm.

„Bitte, mein Herr,“ sagte sie ganz munter und lächelte dabei, „entschuldigen Sie meine Unflirtigkeit. Ich möchte zur Förkerei und kann den Weg nicht finden. Sie sind gewiß hier in der Gegend bekannt. Der Oberförster Seidel ist mein Onkel, und ich hätte die Absicht, ihn mit meinem Besuch zu überraschen. Aber ich finde mich nicht zurecht. In der Geographie war ich immer etwas schwach.“

„So, so!“ erwiderte Karl Peufert, und sein Interesse an dem jungen Mädchen, das so frant und frei einen fremden Mann anzusprechen wagte, wuchs zusehends. „Also zum Oberförster wollen Sie?“

„Sie kennen ihn?“ fiel sie ihm beglückt ins Wort.

„Wer wird den nicht kennen?“ lächelte Karl Peufert und trat auf die Witte des Fahrdammes, wohin sie ihm dicht an seiner Seite folgte, ohne dazu aufgefordert zu werden.

„Nach der Befahrung,“ fuhr sie fort, „die man mir in der Stadt gemacht hat, kann ich

mich nicht zurechtfinden. Und gar zu tief in den Wald hinein möchte ich mich auch nicht wagen.“

Dabei schlug sie wieder ihre offenen Augen zu ihm auf.

Karl Peufert wurde es warm ums Herz, an Paula Griebich dachte er längst nicht mehr. „Ich werde Sie ein Stück auf den Weg bringen!“ sagte er schlicht und setzte den Stock an.

„O, das wäre ja reizend!“ jubelte sie, und schon schritt sie wacker aus, um an seiner Seite zu bleiben.

Für die Unterhaltung brauchte er nicht zu sorgen. Sie gab sich ganz ungekünstelt, wie sie war, fragte nach allem möglichen und lachte dazwischen wie ein glückliches Kind.

„O, entschuldigen Sie!“ rief sie plötzlich, als käme sie zur Besinnung, und schlug sich mit der flachen Hand ganz leicht auf den roten, blühenden Mund. „Am vielen Buchen erkenne man die Rörin. Aber dieser Wald ist so schön, um Grabeswegs närrisch zu werden. Und meinen Onkel soll ich wiedersehen, diesen alten Bärbeiß, in den ich schon mit drei Jahren verliebt war. Sie sollen einmal sehen, wie der sich freut, wenn er mich wiederseht. Und erst die gute Tante!“

„Das kann ich mir denken!“ schmunzelte Karl Peufert in sich hinein und machte den schäblichsten Versuch, sich an des Oberförsters Stelle zu verlesen.

Er war gar nicht abgeneigt, die günstige Gelegenheit zu benutzen und dem Förster einen Besuch zu machen. Aber er besann sich doch eines anderen und blieb stehen, als der hohe geweihegeschmückte Siebel des Forthauses durch die Tannenwipfel grüßte.

„O, mein, Sie müssen mit!“ rief sie energisch.

Da ging er denn mit ihr bis ans Tor und stieß es auf. Sie konnten nun den weiten Hof der Förkerei übersehen. In der Witte stand der Oberförster Seidel und klopfte mit der Hundepitze einem braunen, krummbeinigen Dadel

den Staub sehr herb aus dem Fell. Das ging nicht ohne Heulen und Gewinsel ab. Wie ein Pfeil schoß die Richte auf ihren Onkel zu, entriß ihm die Reitsche und suchte ihn damit ganz respektvoll vor dem struppigen grammelerten Schnurrbart heram.

„Margarete!“ schrie er, umfachte sie mit seinen mächtigen Armen und drückte sie an seine breite Brust.

Karl Peufert trat langsam näher. „Bitte, stelle mich dem Herrn vor!“ flüsterte sie dem Onkel zu. „Er war so freundlich, mich hierher zu bringen. Ich hätte mich sonst verlaufen.“

Kaum hatte der Oberförster Karl Peufert erkannt, brach er in ein lautes Gelächter aus. Als Nachbarn waren sie gute Bekannte.

„Wädel!“ rief er, indem er dem unertwartenen Gaste die Hand drückte. „Ausgerechnet den reichsten Bauern aus Braunau gebelst du dir auf. Alle Achtung, du hast eine großartige Witterung. Und unversehrt bist er auch.“

„Hui!“ rief sie empört und wurde rot. „Du hättest mit deiner ersten Taktlosigkeit wenigstens bis zum Frühstück warten können.“

Dann nickte sie Karl Peufert dankend zu und verschwand im Hause, wo sie von der Tante zärtlich begrüßt wurde.

„Das ist mir eine!“ lachte der Förster vergnügt hinter ihr drein. „Eine Schmeichlerin ist sie geworden. Hat der Mensch Worte? Wären Sie Ihre Kinder zu bez in die Schule schicken?“

„Warum nicht?“ erwiderte Karl Peufert. „Wenn ich würde hätte.“

„Kommt alles noch?“ tröstete ihn der Förster und packte ihn am Arm. „Und jetzt gehen Sie mit hinein. Mein Waldmann steht schon vor der Verandatreppe. Rute aufrecht. Das Signal, daß der Tisch gedeckt wird. Den Weidquart wollte er allein auffressen, daher die Prügel.“

(Fortsetzung in der Abendausgabe.)

